

Tagungsthema

„Sicherheit der Retter im Einsatz“

Vortragender

Mag. Walter Würtl, Alpinwissenschaftler, Bundeslawinenreferent des Österreichischen Bergrettungsdienst

Vortragstitel

Es ist leicht Fehler zu machen, ...

„Am Nachmittag des 31. Dezember 2002 (Silvester) wollte ein Bergsteiger eine 43° steile Ost-Süd-Ost exponierten Schneeflanke im hochalpinen Umfeld der Nördlichen Kalkalpen begehen. Durch ein Schneebrett, das sich in einer Höhe von 2280 Meter löste, wurde er mitgerissen, worauf er rund 250 Meter über felsiges Gelände abstürzte und dabei tödliche Verletzungen erlitt.

Am nächsten Tag stiegen 53 Bergrettungsmänner auf, um den Alpinisten zu suchen bzw. zu bergen. Unglücklicherweise löste sich oberhalb der Suchmannschaften aus einem 45° steilen Hang (ebenso Ost-Süd-Ost) ein Schneebrett. Die Schneemassen stürzten dabei über Felswände hinunter und erfassten alle 53 Bergrettungsleute als Staublawine. Obwohl einzelne Personen bis zu 200 Meter mitgerissen wurden, gab es aufgrund der insgesamt geringen Schneemenge keine Verschütteten und nur zwei Personen erlitten leichte Verletzungen.“

Dieser Vorfall soll stellvertretend aufzeigen, wie gefährlich es mitunter ist, wenn man als Retter in den Einsatz geht. Ziel meiner Ausführungen ist es ein „Gefahrenbewusstsein“ abseits der objektiven Gefährdungen zu schaffen. Folgender Vortrag widmet sich dabei konkret einigen jener Punkte, die es uns so schwer machen „richtige Entscheidungen“ im Ernstfall zu treffen, und obgleich die schwierigen Rahmenbedingungen im Rettungseinsatz oftmals nicht geändert werden können, sollen auch kurz Gegenstrategien aufgezeigt werden.

... weil es viel mehr „falsche“ Lösungen gibt als „richtige“!

Es liegt in der Natur der meisten Dinge, dass es meist nur wenige Wege gibt, die zu einem gewünschten (richtigen) Ergebnis führen, jedoch unendlich viele Gelegenheiten Fehler zu machen. Bezogen auf einen Einsatz kann sich jeder selbst ausmalen, wie oft man sich bei einer einzigen Rettung „falsch“ entscheiden könnte.

Ausweg: Grundsätzlich ist dieser Umstand nicht zu ändern. Das positive für uns Bergretter ist jedoch, dass sich die allermeisten Probleme durch gute Ausbildung und etwas Glück lösen lassen, was die hohe Zahl an unfallfreien Einsätzen zeigt.

[Einsatzzahlen: 2001 – 6508; 2002 – 7495, 2003 – 7230].

... weil wir unsere Umwelt nicht korrekt wahrnehmen!

Zur Wahrnehmung unserer (alpinen) Umwelt besitzen wir Sinnesorgane, die uns Informationen liefern, nach denen wir unser Verhalten ausrichten. Dabei gehen wir davon aus, dass diese Informationen richtig und zutreffend sind. Leider ist dies ein Irrtum! Schon unser „physisches System“ (Augen, Nase, Ohren, ...) ist wesentlich weniger leistungsfähig wie wir mitunter glauben und trotz beeindruckender Fähigkeiten gesamthaft gesehen sogar ziemlich beschränkt.

[Beispielsweise können wir Licht „nur“ in einer Wellenlänge von 400 – 700 nm sehen oder Töne nur zwischen 16 – 20 000 Hz hören. Die für unsere Haut so gefährlichen UV-Strahlen, sie sind für Sonnenbrand und Hautschäden verantwortlich, bleiben unsichtbar.]

Ähnliches gilt auch für den Geruchsinn, den Tastsinn oder auch unseren Geschmacksinn. Die Folge daraus ist, dass die in der Umwelt dargebotenen Eindrücke nur zum Teil von unserem physischen System weiterverarbeitet werden können und die Realität somit nur eingeschränkt wahrgenommen wird.

Fehlwahrnehmungen kommen weiters dadurch zustande, dass uns nicht alle wahrgenommenen Inhalte auch tatsächlich bewusst werden. Wir treffen nämlich (unbewusst) eine Auswahl an Informationen die wir weiterverarbeiten, um daraus ein Abbild der komplexen Realität zu konstruieren.

Beispielsweise steigen wir im Einsatz so schnell wie wir können höher – natürlich ohne die „Aussicht zu genießen“ – voll konzentriert auf den bevorstehenden Einsatz. Erst von einem Kameraden auf die aufziehenden Gewitterwolken angesprochen nehmen wir diese auch wahr. Bleibt die bewusste Zuwendung aus, führt dies einerseits zu einer Informationsselektion und andererseits zu einer Informationsreduktion.

Weiters ist unser Gehirn darauf programmiert Konstanz in der Wahrnehmung zu schaffen. Deshalb werden Bilder und Vorstellungen die eine vorhandene Überzeugung bestätigen bevorzugt. Eindrücke die dieser Überzeugung widersprechen oder die nicht eingeordnet werden können blendet unser Gehirn vielfach aus – ein Umstand, der sich besonders in Gefahrensituationen sehr nachteilig auswirken kann. Dadurch ergibt sich ein Bild der Wirklichkeit, das bei weitem nicht vollständig oder zutreffend ist, jedoch für das Leben in einem normalen Umfeld ausreicht und sich sehr gut verarbeiten lässt.

[Entwicklungsgeschichtlich betrachtet sind unsere Sinnesorgane Werkzeuge, die sich im Laufe der Evolution ausgebildet haben, um bestimmte Probleme lösen zu können. Menschliche Augen sind beispielsweise hervorragend geeignet Abstürze zu verhindern oder Kollisionen zu vermeiden.]

Aufgrund der besonderen Entwicklungsbedingungen des Menschen (fern von Hochgebirgen), stellte er sich niemals auf die besonderen alpinen Gefahren wie Steinschlag oder Lawinengefahr ein und bildete deshalb auch keine Sinnesorgane für diese Gefahren aus. Unter Umständen sind diese Gefahren auch zu komplex, um sie überhaupt erfassen zu können].

[Ist man jedoch (wie in unserem Fall) „nur“ mit Augen und Ohren ausgestattet, um beispielsweise Aussagen zur tatsächlich vorhandenen Lawinengefahr zu machen, ist das so, wie wenn man eine Schraube mit einem Hammer eindrehen wollte. Wir haben nicht das exakt passende Werkzeug dafür! Es funktioniert zwar auch – nur eben nicht wirklich gut, eher auf Umwegen, mit der Gefahr, dass die Schraube bricht oder nicht hält. Das wirklich gefährliche dabei ist jedoch der Lernprozess den man dabei vollzieht. Schafft man es tatsächlich die Schraube einzuschlagen, kommt man zum Schluss, dass der Hammer ein gutes Werkzeug ist und jedes Problem wird damit gelöst].

Ausweg: Die Erkenntnis, dass unsere Wahrnehmung subjektiv und selektiv ist, sollte dazu führen, dass bestimmte Faktoren oder Situationen **besonders bewusst** und aktiv wahrgenommen werden. Wichtige Entscheidungen im Einsatz sollen deshalb nicht im Alleingang (durch den Einsatzleiter), sondern in einer kurzen Absprache in einem Führungsteam oder Einsatzstab getroffen werden.

Eine weitere Möglichkeit ist die „teilnehmende Beobachtung“. Wie in einem Flugzeug, gibt es einen Piloten und einen Co-Piloten. Getroffene Entscheidungen stützen sich damit auf eine breitere „Wahrnehmungsbasis“.

Nicht zuletzt ist die Einführung von SOP's sehr hilfreich. Unabhängig von der konkret vorliegenden Situation, werden in jedem Einsatz Standardmaßnahmen durchgeführt, die mittels Checkliste kontrolliert werden.

... weil wir eine sehr ungünstige Lernsituation vorfinden!

Grob vereinfacht kommen wir häufig dadurch zu neuen Erkenntnissen, dass wir vor einem Problem (einer Aufgabe) stehen, welches wir durch „Versuch und Irrtum“ (trial and error) lösen. Dabei eliminieren wir die Lösungsversuche welche nicht zielführend waren. Den Versuch der den Erfolg bzw. die Lösung des Problems brachte verinnerlichen wird schließlich als Abschluss des Lernprozesses.

Leider befinden wir uns im Rettungseinsatz in einem Umfeld, das dieses im Alltag sehr bewährte Modell von „Versuch und Irrtum“ nicht zulässt, da unser erster Irrtum gleichzeitig auch der letzte sein kann. Eine Eliminierung falscher Lösungsversuche ist nicht ohne weiteres möglich, da es kein gefahrloses „Probehandeln“ gibt. Die Erkenntnis, dass der gewählte Weg der falsche war kommt mitunter zu einem Zeitpunkt, zu dem die Entscheidung nicht mehr rückgängig gemacht

werden kann. Die Konsequenzen daraus sind endgültig. Während man also unter Laborbedingungen immer und immer wieder neue Versuchsreihen anordnen kann, müssen unsere Entscheidungen im Einsatz schon beim ersten Mal passen.

Ausweg: Unfälle oder Beinaheunfälle, die uns selber betreffen, müssen als Chance erkannt werden – ebenso wie die Unfälle, die „andere für uns“ gemacht haben. Durch ihre Analyse können wir Fehler identifizieren und daraus lernen. Voraussetzung dafür ist eine objektive und (selbst-)kritische Unfallforschung.

... weil wir uns in einem riskanten Umfeld bewegen!

Im Rettungseinsatz befinden wir uns oft in einem besonders riskanten Umfeld (- sonst wäre ja nichts passiert ...). Dabei sind zwei Dimensionen zu berücksichtigen. Einerseits wirken sich Missgeschicke (z.B. Sturz) im Bergsport bzw. im Gebirge ungleich dramatischer aus als beim „Fußballspielen“ (der laut allgemeiner Unfallstatistik „gefährlichsten“ Sportart), andererseits bewegen wir uns im dynamischen Naturraum „Gebirge“, wo zahlreiche objektive Gefahren bestehen, die selbst mit aufwendigsten Methoden nicht vorhergesagt werden können. Stets bleibt immer ein Rest von Unsicherheit (Risiko) vorhanden.

Hinzu kommt im Bergrettungsdienst die Problematik, dass man sich den Gefahren nicht ohne weiteres entziehen können. Selbst wenn wir genau wissen, dass aus den Hängen über unserem Einsatzort noch Lawinen abgehen können, ist es sehr schwierig eine Entscheidung gegen den sofortigen Einsatz zu treffen.

Ausweg: Hundertprozentige Sicherheit kann und wird es in einem dynamischen System der permanenten Veränderung wie es das Gebirge nun einmal ist nicht geben. Um dennoch die Sicherheit der Retter zu gewährleisten ist es ratsam einen strukturierten Entscheidungsprozess im Einsatzstab durchzuführen. Dabei müssen die Gefahrenpunkte konkret angesprochen, bewertet und dokumentiert werden. Kommt es zu einer Entscheidung für den Einsatz – ist man bestmöglich vorbereitet, bei Entscheidungen gegen einen Einsatz kann man dies mit den gesammelten Argumenten begründen.

[Bei der Entscheidung im Lawineneinsatz sollte jedenfalls auch auf strategische Bewertungssysteme – wie die Reduktionsmethode, Stop or Go oder Faktorencheck – als Argumentationshilfe zurückgegriffen werden]

[„Komplexe Systeme“ sind besonders schwierig zu beurteilen bzw. zu beherrschen. Als solches gilt beispielsweise ein „40° Steilhang“ im Winter. Geht man vom Prinzip aus, dass Entscheidungen welche zum gewünschten Ergebnis führen richtig sind, könnte man jede unfallfreie Befahrung

dieses Hanges als richtig beurteilen und in dem stattfindenden Lernprozess den Eindruck bekommen, dass man die Lawinengefahr im Griff hat.

Komplexe Systeme zeichnen sich jedoch dadurch aus, dass Ursache (Befahrung) und Resultat (Lawine) nicht in einem festen, vorbestimmten, proportionalen Zusammenhang stehen. Das bedeutet beispielsweise, dass je nach Situation an manchen Tagen der Hang sicher befahren werden kann, an anderen wiederum nicht. Diese Tage sich jedoch nicht besonders unterscheiden. Die fehlende Rückmeldung über den Grad der Gefährdung lässt uns immer weiter davon ausgehen, dass wir die Lawinengefahr richtig einschätzen – in der Realität ist dies natürlich ein Irrtum!]

... weil „gruppendynamische Phänomene“ im Einsatz besonders häufig vorkommen!

Rettungseinsätze stellen oft höchste Anforderungen an die physische und psychische Leistungsfähigkeit aller Beteiligten. Menschenleben stehen auf dem Spiel – und nicht selten riskieren die Retter ihr eigenes Leben im Einsatz. Dem entsprechend außergewöhnlich sind die Umstände – hohe Identifikation mit den Opfern, äußerer Druck oder eine besondere „Gruppensituation“ führen mitunter zu einer „**eskalierenden Entscheidungsdynamik**“.

Grundsätzlich fühlt man sich beim Einsatz in einer Gruppe sicher! Das Motto lautet: „Wir sind hier, um euch zu retten – gemeinsam sind wir stark – wir werden euch helfen!“ Vom Selbstverständnis her fühlt sich die Gruppe als „Retter“, was sich oft über ein **gesteigertes Sicherheitsgefühl** ausdrückt. Dass man selber in den Unfall involviert werden könnte denkt man kaum. In manchen Situationen bietet die Gruppe jedoch keine Sicherheit – ganz im Gegenteil erst durch die Gruppe entstehen Problemsituationen.

☞ Gruppendruck / Konformitätsdruck

Gerade in Rettungseinsätzen besteht in der Gruppen eine hohe Erwartung was das Ziele (Retten, Bergen, ...) betrifft. Dabei wird ein großer „Druck“ aufgebaut, der auch sehr erfahrene Bergretter dazu bringt sich anders zu verhalten, als sie das eigentlich von sich aus tun würden. Der Gruppendruck geht oft in die Richtung, dass die gesteckte Erwartung mit allen Mitteln erreicht werden will. Wer dieses Ziel in Frage stellt begibt sich in Gefahr aus der Gruppe „ausgeschlossen“ zu werden.

☞ Verantwortungsdelegation

Vor allem in Einsätzen von Expertengruppen oder bei unklarer Verantwortungsverteilung ist die Gefahr sehr groß, dass ein eingeschlagener Weg immer weiter verfolgt wird, unter der irrigen Annahme, dass bei Gefahr, irgendjemand schon Gegenmaßnahmen ergreifen würde.

Problematisch dabei ist – wenn sich das jeder denkt und wartet bis der andere etwas sagt, man geradewegs in „Teufels Küche“ kommt.

Besonders schwierig ist es, die eigenen Bedenken anzusprechen, wenn man sich dabei der vermeintlichen Gefahr aussetzt – sich eine Blöße zu geben und innerhalb der Expertengruppe an Status zu verlieren. Da fällt es schon leichter die Verantwortung auf die anderen Mitglieder zu übertragen, die ja auch „Experten“ sind. Die notwendigen Entscheidungen bleiben jedoch aus und in der Analyse der Unfälle bleibt unverständlich, warum es soweit kommen konnte.

☞ Expertenfalle

Bei Rettungseinsätzen gibt es zumeist einen klaren Leiter (≠ derjenige mit der größten Erfahrung oder der besten Ausbildung) unter dessen Führung die Entscheidungen getroffen werden. Dem ist an und für sich nichts entgegenzuhalten - problematisch wird es nur, wenn sich dieser direktive Leitungsstil nachhaltig auf das „Selbstkonzept“ des Einsatzleiters auswirkt und er tatsächlich der Meinung ist, er sei der Einzige, der in der Lage ist, richtige Entscheidungen zu treffen. In vielen Situationen schränkt man sich dadurch unnötig ein und nützt dabei nicht die wertvollen Ressourcen, die in jeder Gruppe vorhanden sind. Bedenken und Gegenargumente werden nicht in die Beurteilung der Situation einbezogen und nur der eigenen (Fehl-) Wahrnehmung vertraut. Durch ihre große Erfahrung kommen Experten sehr oft zur Überzeugung, dass sie ihren Urteilen immer vertrauen können – mitunter ein schwerer Irrtum.

☞ Konfliktvermeidung / Anerkennung

Normalerweise sind Gruppen in ihren kollektiven Entscheidungen darauf ausgerichtet Spannungen zu vermeiden. Besonders in einem Rettungsteam ist man bemüht, eine möglichst gute und konstruktive Stimmung in der Gruppe aufzubauen. Nicht zuletzt ist man ja aufeinander angewiesen und tut (sehr) viel dafür diese auch zu erreichen. Um diesen Zustand der „Harmonie“ nicht zu gefährden werden deshalb unangenehme Entscheidungen möglichst vermieden. Obwohl es sicherer, wenn auch anstrengender wäre, den letzten Steilhang zu umgehen und von oben zur Unfallstelle zu gelangen, will man dies der Gruppe nicht zumuten und riskiert dabei trotz besserer Einsicht die Abkürzung.

Hinzu kommt noch der einfache Umstand, dass man als Leiter Anerkennung und Wertschätzung seiner Kameraden erreichen bzw. Konflikte vermeiden möchte.

☞ Risiko als Wert

Jede Gruppe und jeder Einsatz ist immer auch eine Plattform zur „Selbstdarstellung“. Natürlich will man unter Kollegen oder unter Beobachtung nicht unbedingt eine schlechte Figur machen und dem entsprechend werden Entscheidungen getroffen oder Handlungen gesetzt auf die man nicht kommen würde, wäre man alleine unterwegs. Hohe Risikobereitschaft wird häufig durch Bewunderung belohnt. Im Einsatz steht man besonders im Licht der Öffentlichkeit und derjenige

der sich unerschrocken unter Lebensgefahr zur Unfallstelle „vorkämpft“, verdient sich damit den Respekt seines Umfelds. Risiko ist demnach ein sozialer Wert!

Im Gegensatz dazu werden diejenigen, die ihre Bedenken äußern oder die vorsichtiger agieren unter Umständen als „Angsthasen“ bezeichnet, die in der Bergrettung eigentlich nichts verloren haben.

☞ Erfüllungsdruck

Wie schon angesprochen hat man im Rettungseinsatz einen besonders hohen „Erfüllungsdruck“, da mitunter Menschenleben auf dem Spiel stehen. Anders als beim normalen Bergsteigen, wo es letztlich „nur“ um die Erfüllung von Wünschen geht, lastet hier immer auch die enorme Verantwortung für das Wohlergehen einer oder mehrerer anderer Personen auf dem Retter.

Besorgte Angehörige, eine gespannt wartende Öffentlichkeit oder auch der eigene Anspruch machen es sehr schwer sich völlig unvoreingenommen der Rettung zu widmen.

Hinzu kommt noch das Problem, dass bei sehr aufwändigen Rettungsaktionen, bei denen schon sehr viel an Mühen und Energie investiert wurden, man eher bereit ist noch ein letztes Mal volles Risiko einzugehen, um den Verunfallten doch zu retten. Dabei kommt es zu Aktionen, bei denen für einen neutralen Beobachter längst erkennbar wäre, dass die Entscheidung unsinnig bzw. hoch riskant ist.

Ausweg: In den meisten Fällen würde es schon genügen, wenn man die Dinge konkret in der Ausbildung oder bei Einsatzübungen anspricht. Hat man einmal erkannt, was abläuft, lassen sich leichter Gegenmaßnahmen treffen. Schlagworte wie: klare Verantwortungsverteilung, transparente Entscheidungsfindung, nachvollziehbare Argumentation, klare Anordnungen und Absprachen, Vermeidung von „Risikoverhalten“ oder ungestörte Einsatzdurchführung sind dabei Schlüsselbegriffe die ein Problembewusstsein schaffen. Je nach Situation lässt sich dann zumeist auch ein guter Ausweg finden.

... weil Bergretter viel im Gelände sind!

Wer ständig im Einsatz, auf Patrouille oder Übung draußen unterwegs ist, hat klarerweise auch häufiger die „Gelegenheit einen Fehler zu machen“. Auch wenn das Risiko insgesamt sehr gering ist, sind jene Personen, die tagtäglich der Gefahr ausgesetzt viel stärker gefährdet als diejenigen die nur einmal im Monat in die Berge gehen. Dass Bergretter absolut gesehen häufig in der Unfallstatistik aufscheinen ist nur die logische Konsequenz.

Auch wenn diese bei jeder Tour, durch Erfahrung und Können, ein viel geringeres Risiko haben zu verunfallen, bringt es die häufige Exposition mit sich, dass auch sie von Unfällen betroffen sind. Die Feststellung: „er war so viel unterwegs – wie konnte das passieren“ muss deshalb lauten: „eben weil er so viel unterwegs war – deshalb ist es passiert“.

Ausweg: Eigentlich gibt es hier keinen Ausweg, denn „was schief gehen kann, wird früher oder später auch schief gehen – man muss es nur genügend oft probieren! [frei nach Murphy] Der einzig wirksame Ausweg wäre daheim zu bleiben, aber diese Varianten scheidet natürlich aus! Neben den hier erwähnten Bereichen gibt es natürlich noch eine Vielzahl anderer Möglichkeiten, die uns „Fehler“ im Einsatz leicht machen. Durch Wissen und Können, Ausbildung und Erfahrung sind jedoch die meisten „Fehlerquellen“ zu identifizieren und auch zu vermeiden. Geht man zusätzlich noch ein wenig defensiver an die „Sache“ heran, bzw. reflektiert man bewusst, was man tut, werden Unfälle garantiert zur Seltenheit.

Abschließend ist noch zu festzuhalten, dass es auch zahlreiche Beispiele gibt, in denen Bergretter in ausweglosesten Situationen nicht nur absolut „fehlerfrei“ gehandelt haben, sondern über sich selbst hinauswachsen und damit unzähligen Menschen das Leben gerettet haben.

Literatur:

Anderson, J.R. (1996): Kognitive Psychologie. Heidelberg.

Amesberger, G. et al. (1986): Selbsterfahrung statt Fremdorientierung. Wien.

Bateson, G. (1985): Ökologie des Geistes. Anthropologische, psychologische, biologische und epistemologische Perspektiven. Frankfurt/M..

Dewald, W. et al. (2003): Missgeschicke. Eine Sammlung erlebnispädagogischer Praxisfälle. Pfronten.

Popper, K.R. (1997): Lesebuch. Ausgewählte Texte zu Erkenntnistheorie, Philosophie der Naturwissenschaften, Metaphysik, Sozialphilosophie. Tübingen.

Stadler, K. u. U. Wank (2004): Die wichtigsten Denkanstöße. Für alle, die mehr wissen wollen. München, Zürich.

Streicher, B. (2004): Entscheidungsfindung. Warum wir uns selber zur Gefahr werden. In: bergundsteigen 3/04. Zeitschrift für Risikomanagement im Bergsport. Innsbruck.

Würtl, W. (2003): Sicherheit und Risiko. Von der individuellen Einzelentscheidung zum komplexen Risikomanagement. In: Sicherheit im Bergland. Jahrbuch 2003. Innsbruck.